

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 188 (1909)

Artikel: Etwas vom Schweizerhaus
Autor: Schlatter, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Etwas vom Schweizerhaus.

Man spricht und singt so oft vom Schweizerhaus und stellt sich darunter etwas ganz bestimmtes vor, ein poetisches hellbraunes Holzhäuschen mit flachem, weit vorspringendem Dach, rundum gehenden Lauben, Erfern, vielen hellen Fenstern, alles überhängt mit ausgesägtem und geschnitztem Zierat und geschmückt

die Gegend erkennen kann, aber diese weichen im Ganzen so stark von einander ab, daß man gar nicht von einem „Schweizerhaus“ als solchem reden kann. Droben im romanischen Engadin und in seinen Nachbartälern steht ein Haus, fest und stark gemauert, breit und wuchtig, mit Steinplatten gedeckt, mit großem Ein-



Berner Bauernhaus.

mit Spalieren und Blumensimsen. Und doch ist es nirgends in der ganzen Schweiz so, nur ein paar Villen im sogenannten Schweizerstil, meist von Fremden erstellt, passen in dieses Bild. Das Schweizerhaus selber, das Haus, das dem Bauern und dem Aelpler als trauliche Heimat dient, sieht ganz anders aus. Vor allem ist es sehr mannigfaltig in seiner Erscheinung. Wohl hat jeder Landesteil, oft fast jede Talschaft, ihre ganz bestimmten Hausformen, an der ein kundiges Auge ohne Namen

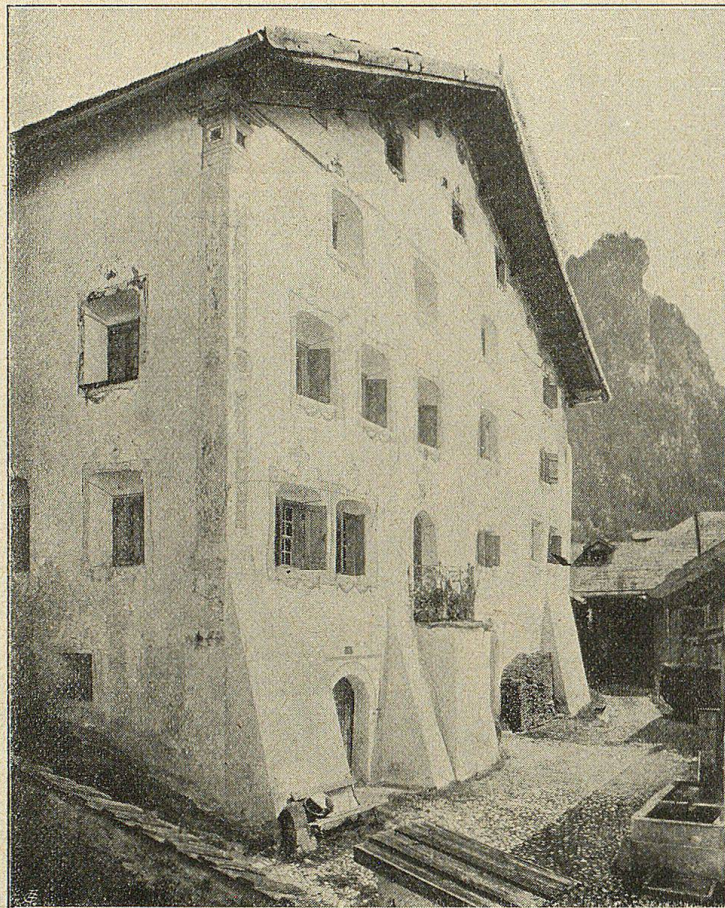
fahrtstor, durch das man zu Wohnung und Scheune zugleich gelangt, und kleinen, tief in der Mauer liegenden Fensterchen. An der entgegengesetzten Grenze, in den Tälern des westlichen Jura, sind die Häuser wieder gemauert, aber niedrig und formlos, mit stockfinsterer Küche im Innern, und im Tessin gleichen sie mehr Steinhäufen als menschlichen Wohnungen. In den an den Schwarzwald grenzenden Gegenden von Baselland, Aargau und noch weiter der Aare entlang ragen hohe, zeltförmige Stroh-

dächer, grau verwittert und grün bemoost, auf niederem hölzernem Hausstock. Im Thurgau und Zürcherbiet bis an den Albis hin zeigen sie große Verwandtschaft mit ihren schwäbischen Nachbarn drüben über'm Bodensee. Aus dem Walde der Obstbäume schauen die weißen Giebel mit rotem Kiegelwerk und hohem Ziegeldach. Nur der übrige Teil der Schweiz, also der große Strich der Alpen mitten hindurch, ist von Häusern bevölkert, die man bei aller Verschiedenheit mit einigem Recht Schweizerhäuser nennen darf, schon deswegen, weil ähnliche sonst fast nirgends mehr vorkommen. Vom Wallis ausgehend, zieht es sich über die innern Teile von Bern, die Urkantone, die vorderen Bündnertäler, Glarus, Toggenburg, Appenzell in's Rheintal hinaus, um im Vorarlberg als ziemlich einzigem außerschweizerischem Gebiet aufzuhören.

Dieses schweizerische Alpenhaus ist ein reiner Holzbau, fast überall gestriekt, in einigen Gegenden sogar noch aus Rundholz „ufströlet“, ursprünglich mit flach geneigtem Schindeldach, das mit Steinen beschwert wurde (Schwerdach, im Bernbiet Antenballedach genannt). In späterer Zeit erhielt es das steilere, genagelte Schindel- oder gar Ziegeldach. Sehr einfach und bescheiden, mit kleinen, spärlichen Fenstern ist es in den Walliser und Bündner Alpentälern geblieben. Reiche Gliederung durch Lauben und zierliche Schnitzerei an den Hölzern der Strichwände haben die Bernerhäuser des Oberlandes erhalten, so daß sie als die schönsten

der Schweiz gelten. Trotzdem sind die Bewohner unsrer ostschweizerischen Alpengebiete, die Toggenburger und Appenzeller, mit ihren Behausungen wohl am weitesten vorgeschritten in behaglicher, bequemer und frohmütiger Ausgestaltung. Auch die Fortschritte der Technik haben sie sich am frühesten und in richtigster Weise zu Nuzen gemacht. Sie drehen das Haus so, daß die Vormittagssonne die Stuben mit

ihren besten Strahlen durchscheint. Sie verschaffen diesen Strahlen reichlichen Eintritt, indem sie Fenster an Fenster reihten, die ganze Stubenwand voll und brachten die originellen Zugladen davor an, um dem Allzuviel an Sonne oder Sturm vorbeugen zu können. Sie verschalteten und verschindelten Wetter- und Rückseiten und schützten sich damit doppelt gegen Sturm und Schneetreiben. Sie rückten den Stall an die Wohnung heran und schlossen die „Vorbrugg“ vor demselben ab zu einem Gang, der ein geschütztes Hantieren erlaubt und wußten es doch so ein-



Bündner Haus.

zurichten, daß Menschen und Vieh, Küchenfeuer und Heustock nicht allzu nahe beieinander wohnen. Lauben hängten sie nicht an's Haus, der Wetterschild am Giebel bietet ihnen eine windgeschützte Ecke für's Hausbänkchen, auf dem die Frau mit ihrer Arbeit im Freien sitzt, während die Kinder sich auf dem Rasen tummeln. So sehr sie Einem immer wieder zu eingehender Betrachtung verlocken, die helläugigen Häuser, an unsern Höhen zerstreut, können wir uns hier heute nicht weiter darauf einlassen. Den Lesern des Appenzeller-

Kalenders sind sie ja bekannt, sie können ihnen selbst auf jedem Spaziergang in's fröhliche Angesicht schauen. Einen Zug in diesem Angesicht aber möchten wir noch etwas deutlicher herausheben. Er ist schon fast ganz verwischt. Nur noch wenige alte Gesichter zeigen ihn, manchmal kaum mehr erkennbar.

Dieser Zug ist die Farbe. Wir sind gewohnt, unsre Bauernhäuser entweder in den warmen braunen Tönen des natürlichen Holzes, oder dann hellgrau, fast weiß mit Delfarbe an-

gestrichen zu sehen. Das erste ist selbstverständlich das Ursprüngliche. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts sahen die fremden Kurgäste die Appenzellerhäuser nur in der Naturfarbe des Holzes, von der Sonne mehr oder weniger gebräunt, oder dann bunt bemalt. Besonders weiter abwärts, um die Stadt St. Gallen herum und im Thurgau war diese bunte Bemalung häufig, ebenso im Fürsten-

land und untern Toggenburg. Dort unten brachte der Riegelbau die Farbe mit sich, die Puzflächen wurden geweißt, dann mußte das Holzwerk davon abstechen, also malte man dasselbe rot oder bläulich grau. Dann verlangten die Türen und Fensterladen, waren es nun Zug- oder Klappladen, auch muntere Farbe. Diese wurden etwa grün gemalt, alles mit guten, Sonne und Wetter aushaltenden Farben. Daß man bald dazu kam, die großen Flächen auch noch mit reichem Schmuck zu beleben, ist begreiflich. Auf Läden und Brüstungen, Türen und untern Seiten der Dachvorsprünge, die so-

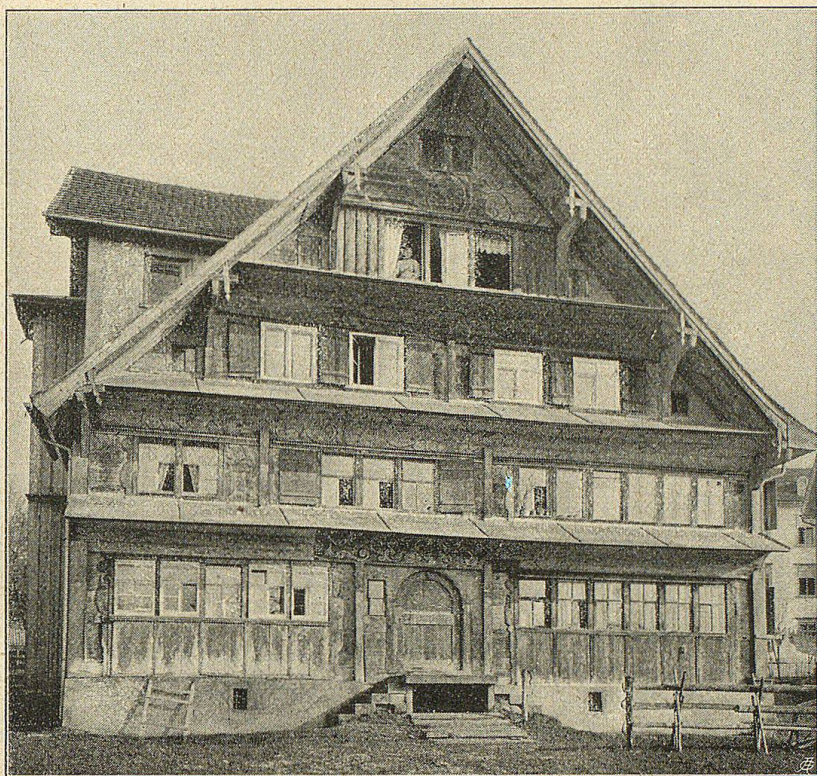
genannte Rasenbrugg, malte man allerlei Ornamente, Schnörkel, Blumenmuster, Wellen, Flammungen, wie sie die alten Fahnen zeigten. Auch Wappen und Hausprüche, fromme und weltliche Bilder, das Lamm Gottes, die heil. Maria und die Schutzheiligen, Landsknecht, Jäger und Bauersmann prangten auf den Hauswänden. Allerlei Sinnsprüche, die Namen des Besitzers und seiner Frau und das Datum des Baues vervollständigten das reiche Bild.

Auf Appenzeller Boden hinüber kam diese

Art der farbigen Behandlung der Hausfassaden

hauptsächlich von Westen her. Von

Schwellbrunn heißt es in einem Reisebericht vom Jahr 1798, es bestehe aus einer langen Straße hölzerner, aber großer, bunt bemalter Häuser. Ganz besonders farbenfroh muß Herisau sich präsentiert haben. An der äußern Schmidgasse steht eine Reihe gemüthlicher kleinerer Häuser mit geschweiften Gie-



Haus z. alten Bleiche in Herisau.

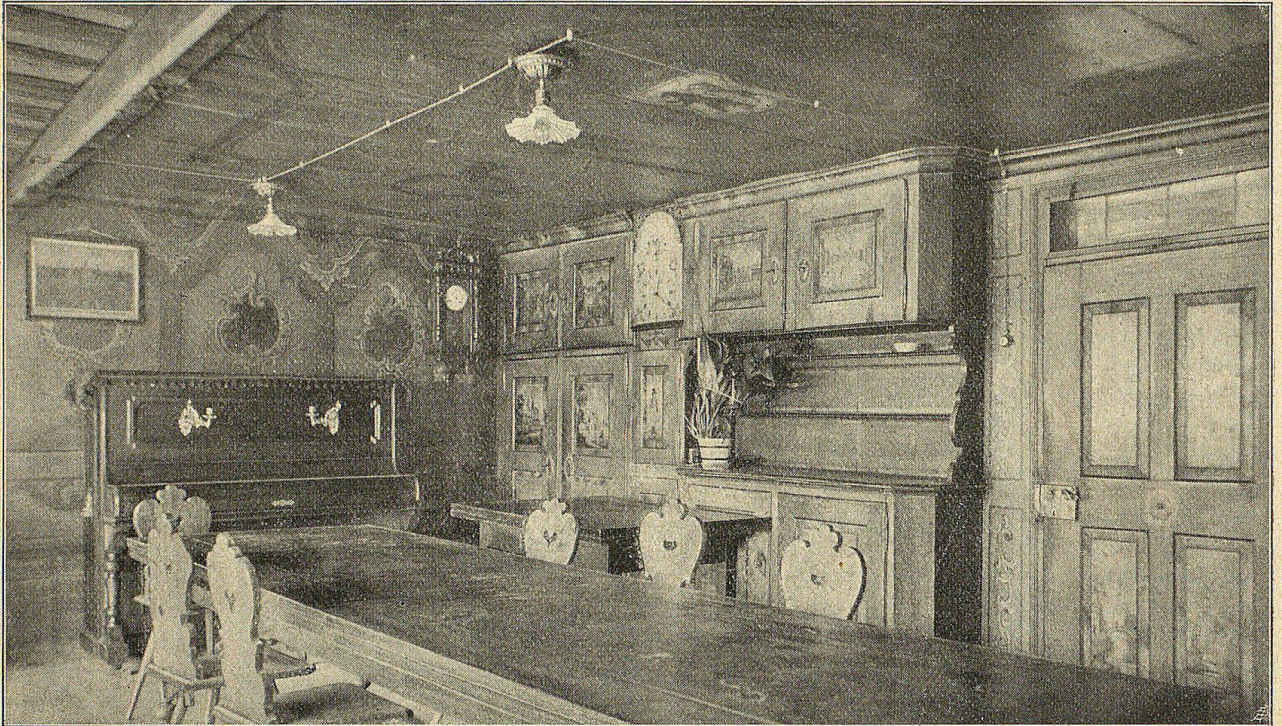
beln und getäfelten Wänden. Alle sind jetzt glatt weiß angestrichen. Aber wenn man recht scharf hinsieht, so entdeckt man unter der kalten Farbschicht noch alte Linien und Flächen, zum Teil noch ganz deutliche Formen und erkennt, daß sie alle mit reichen gemalten Ornamenten geschmückt waren. Und im Innern des Fleckens steht ein Haus, größer, aber in ähnlicher Bauart. Dieses ist noch nicht überstrichen und wird es hoffentlich auch nicht mehr werden. An diesem ist die Bemalung zwar stellenweise stark verwittert, aber im Ganzen doch noch deutlich zu sehen. Die ganze Wandfläche ist bläulich

grau gestrichen, die Rasenbrücke und die Hohlfehlen der Gesimse weiß, darauf sind Ornamentfelder mit schwarzen Strichen in Weiß, Rot und Gelb, mit Grau in Grau gehaltenen Schattierungen über alle Felder verteilt.

Älter im Stil der Malerei, und trotzdem so gut erhalten, daß man noch heute den vollen Eindruck davon hat, ist sie an dem hohen Siebelhause zur alten Bleiche in Herisau. Die Jahrszahl 1666 am Siebelfeld sagt uns, wie lange sich diese soliden alten Farben halten konnten. Auch

zahl entziffern. Außerhalb Appenzells sind sie überhaupt noch häufiger.

Malten unsere Urgroßväter so ihre Häuser von außen, wie viel mehr mögen sie der Freude an der fröhlichen Farbe im Innern Ausdruck verschafft haben. Auch dafür sind einige Beispiele noch vorhanden. Vielleicht existieren noch mehr, als dem Einzelnen bekannt sein kann, dem es nicht möglich ist, in alle Privathäuser hineinzusehen. Da enthält das prächtige alte Rathaus im Schwänberg bei Herisau eine



Wirtsstube z. Krone in Hundwil.

hier ist die Strichwand grau grundiert, die Hohlfehlen der Bordächer hellblau. Die Zugladenpartien aber sind grün, gelb und weiß, und alles mit Ornamenten und Fruchtgehängen reich bedeckt.

Wo so viel sich heute noch findet, war ohne Zweifel früher mehr, und würden sich bei genauem Nachforschen noch manche kleine Ueberreste unter Farbe und Lünche finden, auch in andern Gemeinden des Appenzellerlandes. Entdeckte doch der Schreiber ganz unerwartet deutliche Spuren an dem prächtigen, gemütlichen Gasthause zur Krone in Trogen mit seinem hübschen Erker. Am Kehlboardach über den Wirtsstubenfenstern ließe sich sogar die Jahr-

große Nebensube, einfach getäfert, mit getäfelter Decke. Hier hat das Holz seine natürliche Farbe behalten, aber auf die Felder sind große, ornamentartig behandelte Blumen, Tulpen, Nägeli, Glockenblumen, Tausendschön aufgemalt. Auf den Türen sieht man dicke, behagliche Engelnchen, die Blumen halten und Vögelchen fliegen lassen, und darüber die Wappen des Erbauers und seiner Frau.

Unders z. B. die prächtige große Wirtsstube der Krone in Hundwil. Hier ist alles farbig, Wände, Türen, Decke, Büffet, in feinen meerblauen Tönen, heller und dunkler, mit roten Stäben, marmorierten Bändern, auf den Füllungen feine Ornamente, am Büffet Land-

schaften mit Schlössern, in denen ein Jäger seinem Geschäft nachgeht, Paare mit einander spazieren u. s. w. An der Decke schwebt der heilige Geist im Dreieck, dem Sinnbild der Dreieinigkeit. Der Laden, mit dem die beiden Stuben gegen einander abgeschlossen werden können, zeigt in drei Feldern den Schwur im Rüttli, Tells Apfelschuß und Tells Sprung aus dem Schiff. Ueber der Thür steht die Jahrzahl 1815 und an der Unterseite der Treppe im Gang die wohlgemeinte Mahnung an gewisse Gäste:

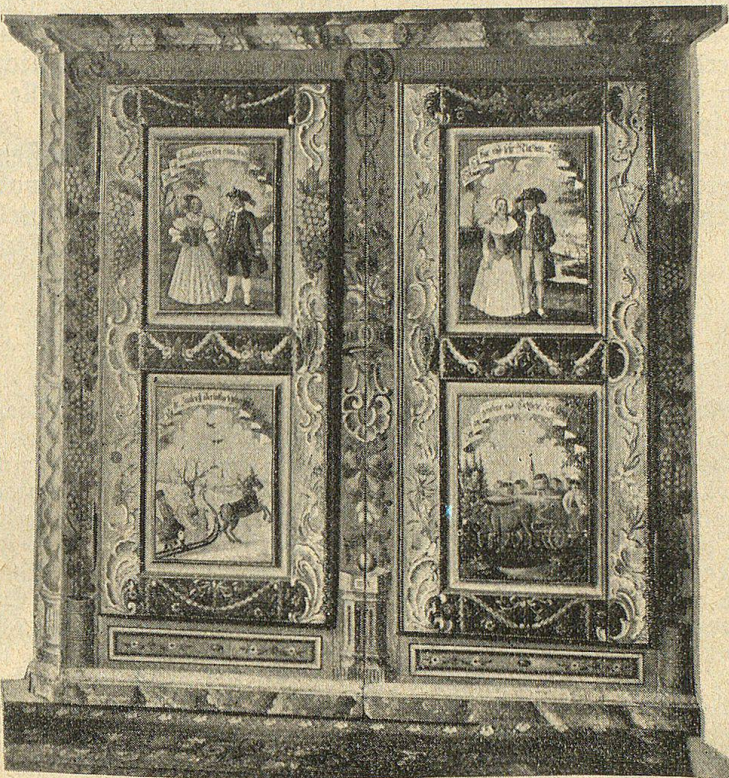
Dieses Haus heißt
bei der Kronen,
Wer kein Geld hat
trink' beim Bronnen,
Denn mit der Kreiden
an der Wand
kann ich nicht in's
Weinland.

Nicht ganz so schön erhalten ist die Malerei der Wirtsstube im Hecht in Teufen. In ähnlichem Stil wie die vorhin erwähnte, ist ganz ungeniert über die schöne eingelegte Arbeit des Buffets, in der die Jahrzahl 1674 zu sehen ist, hinweg gemalt worden, etwa 130 Jahre später.

Wer nicht in der glücklichen Lage war, seine ganze Stube so malen zu lassen, der begnügte sich mit dem Mobilier. Eine Brautfuhr vor 150 Jahren und noch bis etwa gegen 1840 hin machte einen lustigeren Eindruck. Ein großer Kleiderkasten, eine Truhe für Wäsche zc. (jetzt durch die Kommode ersetzt), der Küchekasten mit Türchen und Schubladen, die große zweischläfrige Himmelbettstatt und die hoffnungsvolle Wiege waren Meisterstücke eines tüchtigen Malers, in die er seine ganze Kunst und Liebe hinein gelegt hatte. Hellblau, grün oder rot, in fein zusammengefügten Tönen gehalten, waren einzelne Partien lustig marmoriert oder maseriert. Um die Felder zogen sich Ornamente, aus denen

überall frische Blumen hervorquollen, und diese selbst zeigten alle möglichen Darstellungen. Oft waren es nur Sträucher, Blumenkörbchen und Vasen, oder Landschaften mit Fluß, Brücke und Schloß und fröhlichen Menschenlein. Manche dieser alten Stücke sind aber auch mit allerlei Bildern geziert. Auf dem ersten Felde eines Kleiderkastens vom Jahr 1788 sieht man die Hausmutter den Morgenkaffee in's Beckeli gießen; auf dem zweiten sitzt der Vater mit

Messer und Gabel an der Mittagswurst; unten lehrt sie das Kind beten. Auf dem Buche, das sie dazu benutzt, kann man lesen: Gott allein die Ehre, und zuletzt erscheint wieder er mit Licht und aufgehobener Taschenuhr, die sagt: es ist Bettzeit. An die Kopfswand der Bettstatt malte der alte Meister wohl zwei brennende Herzen oder verschlungene Hände, den krähenden Hahn, der zum Aufstehen mahnt, und an's Wiegelein den Schutzengel. Am Kasten und an der Truhe durften aber die Namen des Brautpaares nicht fehlen, so wenig wie die Jahrzahl der



Kasten.

Hochzeit. Viele, viele solche Prachtstücke sind noch vorhanden, mehr oder weniger gut erhalten und in Ehren gehalten, da und dort noch in vollem Gebrauch, andere in Stall und Grümpelkammer verbannt. Zum Glück sind die Altertümersammler noch nicht allgemein darauf aufmerksam geworden, sie sind manchem von ihnen noch zu neu.

Wer etwa noch im Besitz solcher schöner alter Stücke von der Großmutter her ist, der halte sie hoch in Ehren als wertvollen Familienschatz, ziehe sie aus Grümpel und Vergessenheit heraus und Sorge dafür, daß sie in gutem Zustande den Kindern und Enkeln, zum wenigsten

aber der Heimat erhalten bleiben. Unter keinen Umständen sollte etwas davon in's Ausland verkauft werden. Vielleicht benutzt gar einmal ein Maler seine freie Zeit und erstellt für sich oder einen guten Freund eine Aussteuer in dieser schönen, freundlichen Manier. Er und Andere hätten sicher unendlich viel mehr bleibende Freude daran als an der jetzt üblichen unwahren Maserierung, Nußbaumimitation genannt.

Die paar noch vorhandenen gemalten Häuser aber sollten sorgfältigst geschont und noch bei Zeiten für eine gute, sachgemäße Auffrischung derselben gesorgt werden. Wenn die Ausgaben dafür über den Geldsäckel des Besitzers hinausgehen sollten, so fände sich heutzutage sicher ein bessergestellter Liebhaber oder ein Verein, die da eingreifen würden, um dem Lande ein schönes Zeichen früheren Könnens zu erhalten.

Wie wäre es, wenn gar ein paar Freunde vaterländischer Kunst zusammenständen, um nicht nur ein Haus, sondern geradezu ein ganzes Gassenbild in aller seiner früheren Herrlichkeit wieder aufleben zu lassen? Eine bessere Gelegenheit böte sich kaum, als in der schon erwähnten äußeren Schmidgasse in Herisau. Mit Ausnahme der alten Farbe ist dort alles noch erhalten: die hübsche gemütliche Gesamtform der Häuser, die wunderschön gearbeiteten Haustüren aus Nußbaumholz und als Spezialität der Appenzellerdörfer die ganz reizenden Laternenarme in alter Kunstschlosserei. Diese allein in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit sind eine Tour durch alle Dörfer wert.

Also: die Augen auf für die Zeugen fröhlichen, liebevollen Schaffens unsrer Väter, die Herzen auf für das, was sie uns zu sagen haben, und die Geldbeutel zu gegen alle Verlockungen, aber auch auf zur treuen Erhaltung!

S. Schlatter.

Der Musterleutnant.

Eine Militärgeschichte von Ernst Viktor Tobler.

Der III. Infanterie-Rekrutenschule des Waffenplatzes G. stand zur großen Freude der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten eine bemerkenswerte Neuerung bevor. Es sollten nämlich zur größeren Belebung des Instruktionsdienstes Fußlappen eingeführt werden. Diese jedem Soldaten von heute vertrauten Flanelllappen, die an Stelle der Socken verwendet werden und neben ihrer Nützlichkeit und Weichheit den Vorzug leichter Waschbarkeit haben, ein Umstand, der nach etlichen Versuchen bald jedem einleuchtet.

Nun, der Herr Oberleutnant und Kompagniekommandant der Zweiten hatte wohl nicht so unrecht, seine vier frischgebackenen Leutnants auf den „alten Knörzeler“, den Herrn Oberst nämlich, aufmerksam zu machen, da dieser in dem Geruch stand, ein arger Pedant und „Tüpfelchießer“ zu sein, unter dem man sich weniger an den Geist als an den Buchstaben einer Verordnung zu halten hatte.

Am 26. Juli wurde den Kompagnien durch Tagesbefehl kund getan, daß am folgenden Tage sämtliche Unteroffiziere und Soldaten mit Fußlappen ausgestattet würden, die in den Zügen regelmäßig abwechselungsweise zu tragen seien. Die Gruppen- und Zugführer sollten das Tragen dieser Fußlappen überwachen und das Ergebnis melden.

Wer die anordnende Stelle kannte, dem schien es gar nicht überflüssig, daß die Kompagniekommandanten ihren Offizieren und Unteroffizieren noch besonders an's Herz legten, über die Fußlappen-träger genaue Verzeichnisse anzulegen, die sie stets mit sich führen sollten, da man nie wissen könne,

wo und wann der Herr Oberst auftauche und Aufschluß verlange. So kam es, daß an jenem Abend in den Zimmern der Offiziere und Unteroffiziere eifrig an mehr oder weniger genial angelegten Fußlappenlisten herumgedoktert wurde. Nur einer, der Leutnant Schnorz, als Zivilist seines Zeichens Student, lag müßig auf seinem Schragen, blies gemütliche Rauchringeln in die Luft und hatte für die Bemühung seiner Kameraden nur ein spöttisches Lächeln. Nein, meinte er, so viel Ehre wolle er dem Alten wirklich nicht antun, und wolle nun einmal das ewige Vorurteil des Obersten, daß Studenten leichtsinnige und nichtsnutzige Vögel seien, doch einmal bewahrheiten.

Zwei Wochen oder auch mehr waren seit jenem denkwürdigen Tagesbefehl verstrichen, ohne daß der Herr Oberst je ein Sterbenswörtchen über die Fußlappen verloren hätte. Das war auf alle Fälle unheimlich und erheischte doppelte Vorsicht. So führte denn jeder auch noch so niedrige Vorgesetzte gewissenhaft, wenn auch mit stillem Grimm, Kontrolle über das Tragen der Fußlappen, trotzdem sich schon nach wenigen Tagen deren Brauchbarkeit erwiesen hatte.

Es war ein heißer Nachmittag. Zum Glück sah der Tagesbefehl nach etlichen Stunden Felddienstübung im Gelände eine halbe Stunde Erholungstheorie vor. Erholungstheorie stand zwar nicht auf dem Tagesbefehl, aber so wurde die Halbstunde aufgefaßt. Leutnant Schnorz hatte seinen Zug an den Rand eines den Exerzierplatz begrenzenden Gehölzes geführt, in dessen Schatten er zum so und